60 Jahre Judaistik in Wien – Rückblick und Ausblick

VON KURT SCHUBERT

Bereits 1845 schrieb Leopold Zunz in ‚Zur Geschichte und Literatur', Berlin 1845, 20f in dem Abschnitt ‚Die jüdische Literatur'. „Den Namen ‚rabbinisch' hat die jüdische Literatur gleichfalls von den Theologen erhalten. Diese haben jüdische Bücher stets nur aus einem einseitigen Standpunkte, und die Juden nur als Kirchenmaterial betrachtet: als Zeugen oder als Widersacher eines siegenden Christentums. Jüdische Autoren erschienen ihnen daher immer als Vertreter des bekämpften Prinzips, d.h. als Rabbiner, und die Nichttheologen wurden gewöhnt, Juden, jüdische Werke und Hebräische Sprache als Stücke der sie nichts angehenden Gottesgelehrtheit anzusehen. Diese Theologen diktierten den Staaten die Gesetze gegen die Juden, und unter der Herrschaft solcher Hass und Verachtung führenden Einrichtungen wuchs ein Juden verfolgender Pöbel auf." Bezüglich der jüdischen Literatur schrieb er weiter: „Dieses stets unbeschützte Schriftthum, nie bezahlt, oft verfolgt, dessen Urheber nie zu den Mächtigen der Erde gehörten, hat eine Geschichte, eine Philosophie, eine Poesie, die es anderer Literatur ebenbürdig machen; werden, dies zugeben, nicht die jüdischen Autoren und die Juden überhaupt als dann das Bürgerrecht des Geistes erlangen müssen. Muß dann nicht aus dem Born der Wissenschaft Humanität sich unter das Volk ergießen, Verständigung und Eintracht bereitend? Die Gleichstellung der Juden in Sitte und Leben wird aus der Gleichstellung der Wissenschaft des Judenthums hervorgehen."

Der Wortlaut ist deutlich genug, Zunz ging es um einen Abbau der antijüdischen Animositäten, die unter Christen durch einen absoluten Mangel an Wissen um das, was Judentum wirklich ist, weithin verbreitet sind. Selbst die Nichtbeachtung jüdischer Wissenschaft ist schon ein Stück Antisemitismus. Daher muss die Rehabilitierung jüdischer Kultur auch eine Rehabilitierung des Judentums notwendigerweise zur Folge haben. Aber die zuständigen Behörden marginalisierten weiterhin die jüdische Kultur. Zunz richtete an den zuständigen preußischen Minister Ladenburg den Antrag auf Errichtung einer Professur für jüdische Wissenschaft in Berlin, der von der Humboldt Universität mit der Begründung abgelehnt wurde, dass eine solche Professur nicht notwendig sei. Der theologische Aspekt des Judentums wird von der theologischen Fakultät und der historische Aspekt von der Alten Geschichte bereits hinreichend wahrgenommen.

Die Humboldt Universität gab nur dem Ausdruck, was auch für alle anderen Universitäten im deutschsprachigen Raum bis zum Ende des 2. Weltkriegs zutraf. Man schuf Seminarien und Institute für alle Bereiche der Orientalistik, der Ägyptologie und Afrikanistik und der Völkerkunde, aber nicht ein einziges für die ‚Wissenschaft vom Judentum'. Man konnte schon von Glück sprechen, wenn es irgendwo wenigstens einen Lektor für die hebräische Sprache gab. Die jüdische Quellenliteratur galt schlechthin als nicht universitätsreif.

Die judaistische wissenschaftliche Forschung zog sich in private jüdische Hochschulen zurück, deren vordringliches Ziel die Ausbildung von Rabbinatskandidaten war. An einigen evangelisch-theologischen Fakultäten gab es zwar noch das Fach ‚Spätjudentum', das hauptsächlich von Professoren für Neues Testament betreut wurde, die vielfach sehr gute Kenntnisse der jüdischen Religion in neutestamentlicher Zeit und ihrer Tradition hatten. Ihr vorwiegendes Interesse aber war die Judenmission, um derentwillen sie sich oft auch echt engagiert gegen den Antisemitismus äußerten. Als Beispiel dafür möchte ich nur den Fall von Professor August Rohling, den Verfasser von ‚Der Talmudjude' (1. Auflage Münster 1871) nennen, der 1882/83 anlässlich des Ritualmord-Prozesses von Tisza Eszlar unter Berufung auf seinen Diensteid behauptete, dass der Ritualmord den Juden von Religionswegen vorgeschrieben sei. Dafür diente ihm ein kabbalistischer Text, den ein jüdischer Renegat namens Aron Briman, der unter dem Pseudonym Dr. Justus einen ‚Judenspiegel' (mir liegt nur die 5. Auflage Paderborn 1892 vor) publizierte. Darauf reagierte äußerst scharf der evangelische Theologe Franz Delitzsch, der den von Briman verwendeten kabbalistischen Text sachgemäß interpretierte, mit ‚Schachmatt den Blutlügnern Rohling und Justus', Erlangen 1883.

Aber dennoch darf nicht übersehen werden, dass aus diesen Kreisen auch jene ‚Fachleute' stammten, die ihre echte Fachkenntnis der nationalistischen Propaganda vollinhaltlich zur Verfügung stellten. Hier sind vor Allem Gerhard Kittel, der Herausgeber des bekannten ‚Theologischen Wörterbuchs zum Neuen Testament' und Karl Georg Kuhn zu nennen. Diese, die man von ihrer Kenntnis des Materials her als echte Fachleute bezeichnen muss, stellten sich vorbehaltlos dem Nationalsozialismus und seiner menschenverachtenden Judenpolitik zur Verfügung. Sie waren angesehene Mitarbeiter der ‚Forschung zur Judenfrage', die in München als Schriftenreihe im ‚Reichsinstitut für Geschichte des neuen Deutschland' erschien. (Dazu ausführlich Fritz Werner, Das Judentumsbild der Spätjudentumsforschung im dritten Reich, dargestellt anhand der ‚Forschungen zur Judenfrage' Bd I-VIII, Kairos 13/1971, 161-194). So erschien 1943 von Gerhard Kittel ‚Das antike Weltjudentum', Hamburg 1943, in dem er die nationalsozialistischen Beschuldigungen gegen die Juden bereits in die Antike projizierte. Zum Beweis einige Kapitelüberschriften: ‚Rassenreinheit und Rassenmischung', ‚Der Assimilationsjude', ‚Der Geschäftsjude', ‚Internationalismus und Zionismus', ‚Die Menschenfeinde', ‚Die Reichsfeinde', ‚Das Geschwür am Volkskörper'. Alle diese Titel hätten unverändert auch im ‚Stürmer' einer reißerisch aufgezogenen Wochenzeitung stehen können, die der berüchtigte Gauleiter von Franken Julius Streicher in Nürnberg herausgab. Ohne Berücksichtigung der Besonderheit talmudischer und midraschischer Quellen und ihres in Gegensatzpaaren diskutierenden Charakters zitierte Kittel all jene Stellen ohne Berücksichtigung des Gesamtzusammenhanges, die ihm im Sinne der nationalsozialistischen Ideologie verwertbar schienen. Er folgte dabei antisemitischen Vorbildern wie Nikolaus Donin im 13. Jh und Johann Andreas Eisenmenger im 18. Jh. Gerhard Kittel war in den letzten zwei Kriegsjahren

Professor für Neues Testament an der evangelisch theologischen Fakultät der Universität Wien. Weil ich mich schon 1944 intensiv mit jüdischer Quellenliteratur befasst habe, konnte ich noch einen Vortrag Kittels im Auditorium maximum einer Kollegin, die mit mir den Vortrag hörte, die Zitate aus Kittels Vortrag in richtigem Zusammenhang erklären.

Jedenfalls wurde mir durch diesen Vortrag klar, wie leicht jüdisches Quellenmaterial missbraucht werden kann. Es muss nicht immer eine direkt antisemitische Verwertung sein, es genügt schon, wenn man es nur ‚sachlich' behandelt, ohne dabei auf die Intention eines Textes, seinen Hintergrund und sein Milieu einzugehen. Ich wage soweit zu gehen und zu behaupten, dass in jedem jüdischen Text ein Stück jüdischen Schicksals enthalten ist. Natürlich müssen jüdische Quellen nach allen Regeln philologisch historischer Wissenschaft analysiert werden, aber selbst die vollendeste wissenschaftliche Akribie reicht nicht aus, ihren spezifisch jüdischen Inhalt zu erkennen. So wie das Volk Israel nicht nur sein kann „wie alle (anderen) Völker" (1 Sm 8,5) so bedarf auch die ‚Wissenschaft des Judentums', die ‚Judaistik' eines zusätzlichen Akzents. So formulierte schon der Floridsdorfer Rabbiner und Reichstagsabgeordnete Joseph Samuel Bloch, als er am 24. April 1886 die ‚Österreichische Israelitische Union' gründete, seine Absicht mit den Worten: „in Allen die jüdischen Blutes sind, das Bewusstsein des Zusammenhanges, das Empfinden und die Erkenntnis der unentrinnbaren Schicksalsgemeinschaft, zugleich aber auch den edlen Stolz zu wecken, den eine einzigartige viertausendjährige, wenn auch leidensschwere, jedoch ruhmreiche Vergangenheit einflößt." (Erinnerungen aus meinem Leben I, Wien 1922, 191). Damit definierte Joseph Samuel Bloch die Aufgabe der Judaistik im jüdischen Kontext, im nichtjüdischen ist ihr Auftrag, durch Kenntnis und Vermittlung des jüdischen Backgrounds dem die jüdische Existenz stets gefährdenden Antisemitismus erfolgreich entgegen zu wirken.

An der Universität Wien gab es judaistische Studien, auch wenn es das Fach ‚Judaistik' noch nicht gab, schon in den letzten Jahrzehnten der k.u.k. Monarchie. 1898 publizierten der Semitist David Heinrich Müller und der Kunsthistoriker Julius von Schlosser in Wien für die spätere Erforschung der jüdischen Kunst wegweisendes Buch ‚Die Haggada von Sarajevo'. Die Sarajevohaggada war hier nur der äußere Anlass, eine stattliche Reihe von den Autoren bekannten Pesach Haggadot ikonografisch und kunsthistorisch zu bearbeiten. Wie aus der Sammlung älterer Dissertationen in der Bibliothek des Instituts für Judaistik hervorgeht, betreute der Ordinarius für Semitistik bis zur Okkupation Österreichs im März 1938 Dissertationen von Rabbinern und Rabbinatskandidaten, die eindeutig jüdischem Traditionsgut gewidmet waren.

Als ich daran ging, judaistische Studien an der Universität Wien einzuführen und damit schon im Sommersemester 1945 begann als ‚wissenschaftliche Hilfskraft' am Orientalischen Institut, ging es mir zunächst um die Erarbeitung von Grundlagen zur Bekämpfung des Antisemitismus. Ich unterrichtete zunächst hebräische Sprache anhand der hebräischen Bibel und um das Zentrum Sprache herum entwickelte ich gemeinsam mit meinen Studenten

einen Grundstock an jüdischer Kulturgeschichte. Wenn ich sage „gemeinsam mit meinen Studenten", so meine ich das ganz ehrlich. Meine eigenen Hebräischkenntnisse waren 1945 nur auf die Bibel und einige Mischna Traktate beschränkt. Natürlich hatte ich auch verhältnismäßig gute Kenntnisse in aramäisch, die mir z. B. bei der Lektüre der aramäischen jüdischen Elephantine Papyri sehr behilflich waren, dann natürlich auch bei der Lektüre der Gemara. Im Herbst 1945 waren bereits jüdische Flüchtlinge aus Osteuropa, Überlebende der Shoa, in Wien. Bei ihnen lernte ich ivrit und kam durch meine Freunde in den Flüchtlingsl~~tagen~~agern auch in Kontakt mit den Schlichim, der Jewish Agency und der Bricha. So kam es, dass in meine Lehrveranstaltungen auch solche kamen, die gute Kenntnis in Texten der jüdischen Tradition hatten und die ~~I~~sie durch ihre Wortmeldungen immens bereicherten, was ich vorzutragen bemüht war. Dadurch aber war für mich der innerjüdische Stellenwert in allen Bereichen meiner Forschung eindeutig präsent. Gerade durch die Zusammenarbeit mit diesen meinen ‚Schülern' wurde ich selbst in die jüdische Problematik der Texte, mit denen ich mich wissenschaftlich beschäftigte, eingeführt.

Original richtig!

All dies auf ~~eine~~ diese Weise nicht nur Erlernte sondern auch Erlebte konnte ich fruchtbar machen im Kampf gegen antisemitische Vorurteile besonders im Kontext der christlichen Kirchen. Die Kenntnis jüdischen Glaubens war in christlichen Kreisen zunächst so gut wie gar nicht vorhanden. So bemühte ich mich, in meinen Vorlesungen von einer christlichen Fragestellung her die Probleme des jüdischen Glaubensguts so darzustellen, dass auch ihr jüdischer Hintergrund dabei nicht zu kurz kam. Dem widmete ich auch mein erstes 19~~4~~55 erschienenes Buch mit dem Titel ‚Die Religion des nachbiblischen Judentums'. Dennoch war es nicht leicht, das Studienfach ‚Judaistik' offiziell zu etablieren. Nach wie vor war ich Mitglied des orientalischen Instituts und die Judaistik war ein Teil der Semitistik. Mein Wunsch nach einer judaistischen Professur stieß an dieselben Vorurteile, an denen seinerzeit schon Leopold Zunz gescheitert war. Hätte sich der damalige Unterrichtsminister Dr. Heinrich Drimmel nicht vorbehalten und eindeutig, selbst durch Schaffung eines neuen Gesetzes, das nachher wieder zurückgenommen wurde, für die Gründung der Wiener Judaistik eingesetzt, wäre ich wahrscheinlich an der Freien Universität Berlin oder an der Universität Frankfurt/M. gelandet, wo man damals auch an die Gründung judaistischer Studienrichtungen dachte. Da ich somit 1959 zum außerordentlichen Universitätsprofessor für Judaistik ernannt wurde, noch immer dem orientalischen Institut zugeteilt, wurde Judaistik eine offizielle Studienrichtung und ich konnte Dissertationen und Habilitationen betreuen. Darauf folgten dann 1966 die Ernennung zum ordentlichen Universitätsprofessor und die Gründung des Instituts für Judaistik.

Das Institut war, schon als es gegründet wurde, eine international anerkannte Größe. Schon vor der Gründung hatte sich ein Kandidat, Johann Maier habilitiert, der etwa zeitgleich mit der Gründung des Wiener Instituts die Leitung des Martin Buber Instituts an der Universität Köln übernahm. Studenten kamen nicht nur aus Österreich sondern auch aus Deutschland, der Schweiz,

Israel und USA. Die meisten schlossen auch in Wien ihre Studien mit dem Dr. phil. ab. Clemens Thoma aus der Schweiz, langjähriger Assistent am Wiener Institut, wurde dann der Gründer der Judaistik an der theologischen Fakultät der Universität Luzern. Eine Israelin, Mira Feldmann, wurde aufgrund ihrer Wiener Dissertation über ‚Motive des Stürmer – Anatomie einer Zeitung' (1966) Mitarbeiterin in Jad WaSchem. Isaak Arje Hellwing erhielt aufgrund seiner Dissertation ‚Der konfessionelle Antisemitismus im 19. Jahrhundert in Österreich' (1972) eine Anstellung an der Universität Tel Aviv. Michael Brocke, derzeit Direktor des Salomon Ludwig Sternheim Instituts an der Universität Duisburg dissertierte 1971 mit einer Darstellung des ‚Erwählungsbegriffs in der liturgischen Poesie des Jannai'.

Soweit die Leistungen des Instituts für Judaistik für ausländische Universitäten und wissenschaftliche Einrichtungen. Besonders wichtig aber war mir der Aufbau und der Ausbau des eigenen Instituts. Zunächst hatte ich außer dem Assistenten nur einen Lektor für die hebräische Sprache, Ing. Leon Slutzky. Er war ein Überlebender der Shoa, flüchtete aus dem brennenden Ghetto in die Wälder, wo er sich den Partisanen anschloss. Ich lernte ihn kennen, als er Vizedirektor der hebräischen Schule in der Zieglergasse in Wien VII war. Aufgrund seiner Bildung und seiner Geschichte war er nicht nur ein Sprachlehrer, sondern auch eine lebende Einführung in jüdisches Wesen und jüdischen Geist. Dann kam aus Berlin, zunächst als Student, Jacob Allerhand nach Wien, der hier auch promovierte und habilitierte. Er vermittelte den Studenten durch seinen Schwerpunkt ‚Osteuropäisches Judentum' nicht nur hebräische Aufklärung (Haskala) und jiddische Sprache und Kultur sondern auch gelebten Zionismus. Mit dem Ausscheiden Slutzkys und Allerhands aus dem Lehrkörper durch Pension ist diesbezüglich eine Lücke entstanden. Beide, auf je persönliche Weise, waren hervorragende Vertreter einer ‚Jiddischkeit', die es auch anderswo, auch in Israel, so heute fast nicht mehr gibt.

Beim wissenschaftlichen Aufbau des Institutes selbst waren jene Schüler die wichtigsten Stützen, die hier studierten, habilitierten und Professoren wurden. Ich möchte sie nach dem Alphabet nennen: Ferdinand Dexinger, der dem Judentum zur Zeit des 2. Tempels und jüdischen Sekten (Samaritaner, Qumran) seine besondere Aufmerksamkeit widmete. Günter Stemberger entwickelte sich zu einem international anerkannten Meister, hebräisch würde man sagen Gaon, der Interpretation und historischer Verwertung von Talmud und Midraschim. Fritz Werner untersucht Grammatik und Struktur der hebräischen Sprache und gilt als ernstest zu nehmenden Partner der ‚Akademie für die hebräische Sprache' in Israel. Als Einziger betreut er auch das weite Gebiet der modernen hebräischen Literatur. Es gab auch bis zu seiner Pensionierung 1993 noch den ‚Wissenschaftlichen Rat' Nikolaus Vielmetti, der 1969 mit seiner Darstellung der ‚Gründungsgeschichte des Collegio Rabbinico in Padua' promovierte und die Geschichte des Österreichischen Judentums betreute. Nach meiner Emeritierung 1993 hat das Institut noch weiter Zuwächse erfahren: Ursula Ragacs für das Mittelalter und Klaus Davidowicz für die

Neuzeit. Beide promovierten und habilitierten bei Stemberger. Nach dem Tod von Ferdinand Dexinger wurde Armin Lange aus USA auf die ehemalige Dexinger Lehrkanzel berufen. Aus den Schülern und Promoventen des Instituts für Judaistik kamen auch noch der Direktor des Jüdischen Museums in Eisenstadt, Johannes Reiss, und die Chefkuratorin des Jüdischen Museums der Stadt Wien, Felicitas Heimann Jelinek, sowie die derzeitige Leiterin des ‚Instituts für die Geschichte der Juden in Österreich' in St. Pölten, Martha Keil.

Wie aus der breiten Palette der Leistungen des Instituts für Judaistik hervorgeht, war ich immer sehr daran interessiert, wissenschaftliche Forschung mit Berücksichtigung des besonderen Gegenstand ‚Judentum' und seiner je eigenen Problematik zu verbinden. Daher wehrte ich mich auch dagegen, nur auf einem Teilgebiet spezialisiert zu sein. Wenn mir ein Teilgebiet vertraut war, wechselte ich immer zu einem anderen. Wenn ich gefragt wurde, wie ich zeitlich mein Fach begrenze, pflegte ich zur Antwort zu geben: ‚Von König David bis David Ben Gurion'. So reichten und reichen noch meine Vorlesungen und Seminare von der Bibel bis zum Thema ‚Zionismus und jüdische Identität' und von den Qumrantexten bis zur jüdischen Ikonografie im Altertum und Mittelalter und von der mittelalterlichen jüdischen Religionsphilosophie bis zur hebräischen Haskala der 2. Hälfte des 19. Jh's. Bei all diesen Phänomenen ging und geht es mir vorwiegend um das spezifisch Jüdische, auch um die besondere sakrale Tragik, die sich in der Geschichte des Judentums manifestiert. So konnte ich in meinen Lehrveranstaltungen meine Studenten immer auf das Wesentliche hinweisen, damit sie den eigenen und besonderen Sinn der jüdischen Geschichte und somit auch der jüdischen Existenz verstehen. Gleichzeitig aber bin ich mir bewusst, dass auf gleiche Weise nicht fortgesetzt werden kann, weil sich die Zeiten ändern. Die Spezialisierung ergriff alle Fächer, nicht nur die Judaistik. Dabei kann aber der rote Faden, der gerade das jüdische Schicksal ausmacht, leicht aus den Augen verloren werden. Überlebende der Shoa wie Slutzky und Allerhand, beide hervorragende Vermittler des Besonderen am Wesen des Judentums, müssen durch Fachleute ersetzt werden, die wissenschaftlich methodisch erlernen müssen, was die beiden Genannten durch ihr alltägliches Leben repräsentierten. Damit der rote Faden doch noch erhalten bleibt und nicht ganz vergessen wird, möchte ich mit einer Erzählung aus dem Themengebiet ‚Antonius und Rabbi' abschließen, die auch die innere Problematik unseres Faches, der Judaistik, betrifft.

Im Midrasch Bereschit rabba 11,4 heißt es: „Unser Meister (gemeint ist Jehuda Hannasi) bereitete dem Antonius am Sabbat eine Mahlzeit. Er servierte ihm kalte Speisen. Er aß davon und es schmeckte ihm. Und auch an einem Wochentag bereitete er für ihn eine Mahlzeit. Jetzt servierte er ihm warme Speisen. Da sagte er ihm: Die früheren haben mir besser geschmeckt. Darauf antwortete er ihm: Ein Gewürz hat gefehlt. Darauf wieder er: Ist es denn möglich, dass in der Speisekammer des Königs etwas fehlt? Darauf antwortete er: Der Sabbat fehlt, hast du denn auch einen Sabbat?" Ein analoges Gewürz braucht auch die Judaistik, um mehr als nur formale Wissenschaft zu sein.